

In eben diesem Geist haben wir erkannt, wie sehr es wahr ist, daß Christus unserer Sünden wegen gestorben ist und unserer Gerechtwerdung wegen auferweckt wurde (Röm 4, 25), und wir in Ihm durch den Glauben bei Gott Zutritt erhielten, nachdem wir in unserer Würde als Kinder Gottes wiederhergestellt sind (vgl. Röm 5, 2; Hebr 10, 19).

Die mystische Erkenntnis des Christen ist nicht nur die dunkle Erkenntnis des unsichtbaren Gottes; sie ist, da sie Begegnung mit einer personalen Liebe ist, eine Erfahrung des Gottes, der sich offenbart und uns erlöst hat, um uns teilnehmen zu lassen am Dialog des Vaters und des Sohnes im Heiligen Geist. Übrigens erscheint uns Gott gerade in der Dreiheit der Personen als der Ganz-Andere und zugleich als derjenige, der uns näher ist als jedes andere Wesen.

Von diesem inneren Reichtum glaubten wir zu den Hirten, die sich vornehmlich mit den Prüfungen des Glaubens in unserer Zeit beschäftigen, sprechen zu sollen. Wir bitten um ihren Segen und bleiben ihnen in einem Gebet ohne Unterlaß in Gemeinschaft mit der gesamten Kirche verbunden. Wir teilen den Schmerz der Welt und führen vor Gott einen Dialog ohne Worte auch mit denen unter unseren Brüdern, die abseits stehen.

Unser Brief schließt mit einer Danksagung. Wie könnte es anders sein! Sie ist für immer die vorherrschende Empfindung dessen, der Gottes unendliche Freigebigkeit erfahren hat. Als Sünder, dem verziehen wurde und die göttliche Barmherzigkeit in unerwartetem Maß zuteil geworden ist und der teilnimmt am Erbe der Heiligen im Licht (Kol 1, 12), kann der Christ vor Gott nur verweilen, indem er ohne Unterlaß den Hymnus der Danksagung wiederholt: „Denn er ist gut, und ewig währt seine Liebe“ (Ps 136).

Von dieser Danksagung und von diesem Staunen wollten wir Zeugnis geben und alle unsere Brüder einladen, sie mit uns im Geist der Hoffnung zu teilen und die beseligende Kontemplation, die einem Samen gleich in ihren Herzen niedergelegt ist, zur Entfaltung zu bringen.

IM SPIEGEL DER ZEIT

Ein Orden prüft sich selbst

Die Dominikaner nach dem Konzil

Wie die Gesamtkirche, so sind auch die Orden, die man als Organe der Kirche bezeichnen kann, vom Konzil zu einer kritischen Selbstprüfung aufgerufen. Allenthalben finden mit dieser Zielsetzung Generalkapitel und Befragungen der Ordensmitglieder statt. Die dabei verwendeten Fragebogen lassen naturgemäß keinen weiten Spielraum. Sie müssen sich auf ein Schema festlegen und bevorzugen, schon im Hinblick auf die Datenverarbeitung, Fragestellungen, die lediglich ein Ja oder ein Nein zulassen.

Ganz anders liegt der Fall, wenn ein qualifiziertes Ordensmitglied es unternimmt, in einem Buch von 350 Seiten die Lage seines Ordens zu orten, und diejenigen Themen frei diskutiert, die ihm wesentlich erscheinen. Der belgische Dominikaner V. Walgrave hat das mit einem Mut und einer Offenheit getan, die Anerkennung verdienen. Er fördert damit gewiß nicht nur die Diskussion unter seinen eigenen Ordensbrüdern, sondern regt auch die Reformversuche in den anderen Ordensgemeinschaften an. Sein *Essai d'autocritique d'un ordre religieux* ist mit Druckerlaubnis der Ordensoberen in den Editions du Cep in Brüssel erschienen. Das Buch ist nicht im Handel zu haben, und das ist durchaus verständlich. Auch so liegt in der Veröffentlichung ein Vertrauen, das den Rezessenten verpflichtet. Es wäre unfair, wollte er eine solche Veröffentlichung benutzen, um einseitig oder gar schadenfroh auf wunde Punkte hinzuweisen, an denen man bei den Dominikanern leidet. Alle Ordensgemeinschaften stehen heute, jede auf ihre Weise, vor ähnlichen Problemen, und es wird wahrhaftig nicht nur bei den Dominikanern so sein, daß Transistoren und Fernschapparate die klösterliche Stille bedrohen!

Um die besondere Problematik im Dominikanerorden zu verstehen, muß man sich an seine komplizierte innere Struktur erinnern: der Orden, der kürzlich sein 750jähriges Bestehen begehen konnte, wurde im 13. Jahrhundert von dem Domherrn Dominikus aus Caleruega (Kastilien) als ausgesprochen apostolische Gemeinschaft gegründet; da Dominikus auf Verlangen Innozenz' III. eine schon bestehende Regel annehmen und die überlieferte klösterliche Observanz in seine Gründung miteinbringen mußte, wobei ihm viel Freiheit im Hinblick auf deren besonderen Zweck gelassen wurde¹, enthält der Orden ein kanonikales, monastisches und aktiv seelsorgerliches Element. Die Dominikaner sind Predigermönche. Ihre Hauptaufgabe ist die Verkündigung; und zwar sahen sie stets ihre spezifische Aufgabe darin, überall dort einzugreifen, wo die geistigen Auseinandersetzungen der Zeit stattfinden. Daraus hat sich ein aristokratisches Selbstbewußtsein entwickelt. In manchen Ländern (wie vor allem in Frankreich) sind die Dominikaner auf vielen Gebieten, auf dem der Soziologie, in Kunst- und Theaterkritik, im Bereich der Massenmedien, avantgardistisch vorgeprellt. Sie gehen mit der Zeit, sie sind modern, sie kommen an, sie sind erfolgreich.

Doch was besagt das, wenn man auf die Ursprünge des Ordens blickt und auf das Bild, das der Orden im Grund seines Wesens von sich selbst besitzt? Ihm geht es nicht um irgendwelche Aktivität, schon gar nicht um Rampenlicht, sondern um die tiefe geistige Auseinandersetzung mit der Zeit. Die aber setzt ernste wissenschaftliche Arbeit und Qualifikation voraus. Der Verfasser fragt sich, wie es heute damit bestellt sei. Sein Hauptanliegen und seine Hauptsorge reicht aber noch tiefer. Wieder und wieder stößt er in seinen Analysen der heutigen Ordenswirklichkeit auf die Frage: Wie weit gründet Leben und Tun der Ordensbrüder noch im kontemplativen Leben? Das große Leitwort der Söhne des heiligen

¹ P. Walgrave referiert die These von H. C. Scheeben (Der heilige Dominikus, Freiburg i. Br. 1927 und Essen 1961), wonach Dominikus seine Ordensgründung ursprünglich von den monastischen Formen habe freihalten wollen, und gibt zu, daß sie auch von einer Minorität im Orden vertreten werde. Er selbst lehnt sie sehr bestimmt ab.

Dominikus heißt bekanntlich: „*contemplata aliis tradere*“: ihre Verkündigung, aber auch ihre gesamte wissenschaftliche und sonstige Tätigkeit soll aus kontemplativer Versenkung und Fülle hervorgehen. Das ist das monastische Element des Ordens, seine gnadenvolle Innerlichkeit. (So hat Fra Angelico den in Meditation versunkenen Dominikus gemalt.) Das soll ihrem Wort die inkarnierte Kraft verleihen.

Mönchische Kontemplation aber verlangt nach dem Verfasser ein ganzes System schützender klösterlicher Einrichtungen: Weltdistanz, Klausur, Einsamkeit, Stille. Selbst Baustil und Ordenskleid sind von ihr inspiriert. Buße und Lebenshärte hängen wesentlich mit ihr zusammen. Immer stand dieses Mönchisch-Innerliche im Dominikanerleben mit dem Charakter einer fliegenden Truppe von apostolischen Wanderpredigern in Spannung. Von Anfang an gab es darum ein ganzes elastisches System von Dispensen, wodurch ein gewisses Maß von Beweglichkeit gewährleistet war. Doch heute droht aus der Spannung ein Bruch zu werden. Die neue Zeit, das moderne Lebensgefühl, die junge Generation sind wie der junge Wein, der die alten Schläuche zu sprengen droht.

Pater Walgrave ist nicht einfach ein Konservativer. Er hat Verständnis für die junge Generation, die er allerdings als innerlich angeschlagen (als *génération gravement traumatisée*) und als hypersensibel charakterisiert. Dennoch verteidigt er sie, glaubt an ihren guten Willen und daß sie den Weg noch finden wird. Er sieht auch sehr deutlich einen Hauptgrund für heutige Auflösungserscheinungen im Orden an der unerleuchteten und starren Art, wie man allzu lange äußerlich und formalistisch an überlebten Formen festhielt. Ganz eingesponnen in die eigene Sicherheit eines im Grunde reichlich rationalistischen Denkens, habe man an allem vorbeigelebt, was sich draußen an neuem Leben regte: was in der Psychologie, in der Soziologie, in der Philosophie, in der Theologie, ja in der Spiritualität lebendig zutage trat. Nun breche mit den jungen Menschen das Neue kraß und unvermittelt herein. Die Jungen haben kein Verhältnis mehr zur Ordenobservanz. Für sie ist Regel und Brauch nur Zopf und Hindernis für die freie Schwingungsweite authentischen Lebens, für personale Entfaltung und die Mitmenschlichkeit. Sie denken und fühlen existentialistisch, humanistisch; haben nur Sinn für das Horizontale; der für das Vertikale ist schwach entwickelt.

Die Frage ist, ob bei alledem das überkommene Bild des Ordens noch gesehen und als verpflichtend betrachtet wird, wagt es doch der Orden selbst kaum noch, es als verbindlich hinzustellen. Äußerer Aktivismus übertönt das Tiefere. Alle möglichen Arbeiten werden übernommen ohne Prüfung, ob sie auch dem eigentlichen Ordenszweck entsprechen und sich mit seinem monastischen Stil vereinbaren lassen. Die vielen übernommenen Aufgaben verleiten ihrerseits wieder dazu, ohne strenge Prüfung möglichst viele Kandidaten aufzunehmen. So werde der Orden ohne Treue zu seinem echten Bild von einem Extrem ins andere geworfen: von der Erstarrung und Sklerose der letzten Zeit in eine oberflächliche Aktivität, die kaum mehr Verbindung mit seinen Ursprüngen hat.

Die Ursprünge und das Eigentliche des Ordens weisen auf das kontemplative Leben. Nach einem einleitenden ersten Teil, der den Orden in der Auseinandersetzung mit der jeweiligen Zeit beschreibt, handelt Teil II von den kontempla-

tiven Quellen des Ordens und Teil III von seinem Apostolat auf kontemplativer Basis. Der Geist der Leistung stehe einer letzten kontemplativen Aufnahmefreudigkeit im Wege. Es gelte, in einer wahren Bekehrung aus dem Leistungsdenken und seiner Selbstsicherheit und Selbstbehauptung in die demütige und brüderliche Haltung des Hörenden und Empfänglichen zurückzufinden. Im heutigen Menschen seien gerade dazu Ansätze vorhanden. Mit Bedenken sieht der Verfasser, wie die Generalkapitel und die Ordensleitung selbst allzu beflossen die Observanz lockerten und dem Trend der Zeit entgegenkämen, ohne daß man den Eindruck habe, diesen Maßnahmen läge eine wirkliche Konzeption zugrunde und sie seien dem Wesen des Ordens genügend klar konfrontiert worden. So sei die Gefahr, daß Uneinholbares preisgegeben werde. Eine dieser verwandten Gefahr sei es, alles apostolische Wirken nur unter der Rücksicht der „fonctionnalité“, der Zweckmäßigkeit und des Erfolges zu bewerten oder kontemplatives Beten mit intellektueller Tätigkeit zu verwechseln.

Am Schluß seiner Darlegungen fragt P. Walgrave selbst, welche Forderungen sich aus all dem ergäben.

Er nennt zuerst eine Haltung der Synthese; nicht daß man zwischen Altem und Neuem einen pragmatischen Kompromiß schließen könne. Eine dynamische Synthese ist zu versuchen, die allem wertvollen Neuen offensteht und es in die Werte der Tradition aufnimmt. Dazu genügten weder Weisheit noch Mut. Dazu sei eine Kehre erforderlich, die er dann in der zweiten Haltung beschreibt: diese bestehe im Neuentdecken einer radikalen geistigen Armut. Der Herr allein ist Spender des Heils. Wir sind das Volk Gottes auf dem Weg und haben als solche alle zu menschliche Sicherheit preiszugeben: die eines tragen Traditionalismus so gut wie die eines unbedingten Modernseinwollens um des Erfolges willen. Dieses Sich-Loslassen ermögliche dem Ordensmann, den Sinn seiner Berufung tiefer zu begreifen. Regeln und Bräuche haben nur Wert, insofern sie die Treue zum Ruf Christi in dieser geschichtlichen Stunde besagen. Alles in der Kirche: Gebet, Askese, Apostolat muß Ausdruck dafür sein, daß die Kirche auf den Geist hört.

„Für uns Dominikaner kommt alles darauf an, daß wir die kontemplative Ausrichtung wiederfinden.“ Nicht nur muß aller in sich geschlossene Humanismus zur göttlichen Transzendenz geöffnet werden; es gilt eine tiefe Aufnahmefähigkeit (*une conscience d'abord réceptive*) zu gewinnen und dadurch ein neues Verständnis für Innerlichkeit, Einsamkeit und eine „geöffnete“ Observanz. So werde Gottes Gegenwart eine größere Dichte gewinnen; aus allem wird ER zu sprechen beginnen. Alles wird dann von innen gelebt. Routine und Entfremdung werden weichen. Tiefgreifende Umgestaltungen des Ordenslebens, tiefgreifender, als manche noch ahnen, werden sich so anbahnen. Nicht zuletzt die apostolische Wirksamkeit werde aus dieser Erneuerung im Geist des Evangeliums Nutzen zischen: Die Spannung zwischen „Horizontale“ und „Vertikale“ werde verschwinden; denn die Innerlichkeit wird zu den Menschen geöffnet sein und die apostolische Aktion die tiefe Bindung an Gott nicht mehr bedrohen. Der Mönch kontemplativer Haltung wird ein Mönch geistlicher Armut sein ohne religiöses Leistungsdenken, ohne Sorge um materielle Sicherung und äußeres Prestige. Ein Klima echter Brüderlichkeit wird sich bilden.

Bis in den Stil der Theologie wird sich diese Haltung geistiger Armut auswirken. Sie wird weniger von der selbstsicheren Ratio als vielmehr vom Hören auf Gottes Wort leben. Sie wird den Theologen auch hellhörig machen für das, was Gott im Heute der Geschichte zu uns spricht. Überhaupt wird sie stärker Theologie der Heilsgeschichte sein müssen.

Wenn man die Tragweite dieser Forderung nach geistlicher Armut ermessen will, muß man bedenken, wie stark der Orden des hl. Dominikus theologisch auf den Thomismus festgelegt war und sich stolz dessen überzeitlicher Überlegenheit rühmte. Das IV. und letzte Kapitel des Buches geht dieses heiße Eisen, wenn auch mit Vorsicht, an. Es spricht offen von einer Krise der Lehre und davon, daß es mehr als eine Provinz im Orden gebe, die kein Vertrauen mehr in den Thomismus habe. So weit geht P. Walgrave nicht; aber er sagt deutlich genug, daß der Dominikanertheologe heute die Zeitaufgeschlossenheit brauche, die Thomas im 13. Jahrhundert vorbildlich gelebt habe. Das neue historische Denken, das im Vatikanum II in der Kirche zum Durchbruch gekommen sei, müsse, wie überhaupt die Existenzphilosophie und das heutige Weltgefühl in die Theologie integriert werden. „Müssen wir, christlich gesehen, nicht eingestehen, daß wir sowohl auf dem Gebiet der Lehre wie des Ordenslebens versäumt haben, in vollem Ernst in den Dialog mit dem Herrn einzutreten, wie er sich aus der geschichtlichen Situation ergibt? Wir haben zu sehr nach Menschenart Sicherheit und Seßhaftigkeit der Erkenntnis dem Wagnis der geistigen Pilgerschaft vorgezogen.“

So wenig wie die Kirche kann irgendein Orden sich heute der Konfrontation mit der Zeit und seinem eigenen Urbild entziehen. Uns will scheinen, daß P. Walgrave mit großer Ausgewogenheit des Urteils die Lage seines Ordens bedenkt. Er ist sichtlich erfüllt vom Glauben an die Bedeutung des dominikanischen Erbes, ein Glaube, der in den verschiedenen Gemeinschaften keineswegs immer sehr stark ist. Er sieht das Problematische der festen aber starren Form, die das Ordensleben im 19. Jahrhundert weithin angenommen hatte, aber auch das Unausgegorene und die Ordenssubstanz Bedrohende, das mit der neuen Zeit in den Orden eindringt. Wie überall wird es um die lebendige Synthese gehen: um kühne Offenheit und um Treue zum Wesentlichen der Tradition.

„Was tun? Es gibt keine andere Möglichkeit: Nur durch tastende Versuche, durch vielerlei Irren und Scheitern wird uns Gott nach und nach seine Absichten enthüllen. Vielleicht muß der ganze Orden oder doch bestimmte seiner Gruppen durch eine Zeit der Experimente hindurch. Doch all das wird nur in dem Maß zum Ziel führen, als wir uns mit ganzer Seele die ursprüngliche Intuition des Dominikus zu eigen machen ... Glauben wir nicht, es ließe sich eine fehlerfreie Lösung finden. Wir sind fehlerhafte und sündige Menschen, das wird sich in all unseren Bemühungen zeigen. Immer werden wir durch ein Auf und Ab hindurchmüssen. Aber solcher Gestalt uns mühend, sagen wir ja zu unserem Leben der Pilgerschaft: Immer zur Erfüllung unterwegs, werden wir sie doch nie erreichen. Worauf es ankommt und was der Geist uns schenken muß, ist die Einheit von Herz und Sinn, ein Leben in echter, wirkkräftiger Gemeinschaft zur Verwirklichung des Bildes vom Predigerbruder, wie Gott ihn für unsere Zeit will.“

Franz Hillig SJ